

Erinnerung, Gedenken und die Sinfonie der Solidarität aus der kritischen Perspektive eines Zeitzeugen

İbrahim Arslan

Neben der direkten Hilfe und Stabilisierung von Opfern und Angehörigen, neben der sozialen Wiedereingliederung, neben dem Strafprozess gegen die Täter*innen, neben der Anerkennung und Benennung der rechtsterroristischen Gewalt gibt es die Dimension der Erinnerung als politische Praxis. Es gilt, die Erinnerung zurückzuerkämpfen an das Geschehene, an das Vergessene, an das Verschwiegene, an die Ursachen und die Folgen, an das Davor und das Danach. Diese Forderungen sind aktueller denn je. Es ist also auch wichtig, damit Orte des Sprechens über rassistische Gewalterfahrungen, Gedenken und eine kritische Auseinandersetzung zu schaffen. Erst wenn Betroffene ihre Geschichten erzählen, ihnen zugehört wird und wir uns darüber austauschen, was Ungerechtigkeit ist und wie die Gerechtigkeit aussehen kann, können wir auch die Spielregeln dieser Gesellschaft und die gegenwärtigen Erzählungen verändern.

Gedenken bedeutet, den vielfältigen Erfahrungen und Geschichten, den ungeheuerlichen Verletzungen, den ignorierten Wünschen und Bedürfnissen zuzuhören, sie aus der Isolation herauszuholen, sie miteinander zu verbinden und so die hegemoniale Erinnerungspolitik infrage zu stellen.

Wir sollten eng mit Betroffenen zusammenarbeiten, um diesen Zustand zu verändern. Die Betroffenen sollten daher nicht für ein respektvolles Gedenken kämpfen müssen. Es ist die Pflicht der gesamten Gesellschaft, Verantwortung zu tragen, denn wir gedenken ja nicht nur, um den Familien und Betroffenen einen Gefallen zu tun, sondern weil Rassismus ein gesamtgesellschaftliches Problem ist, das nicht unter den Teppich gekehrt werden darf und woran man immer und immer wieder erinnern muss.

Daher müssen wir gemeinsam schauen, dass wir in allen Bereichen der Intervention die Betroffenen und Angehörigen mit einbeziehen, explizit in Bildungseinrichtungen. Kritisch anzumerken ist, dass viele Multiplikator*innen betonen, dass die von rassistischer Gewalt Betroffenen im Bildungskontext nicht immer Zugang zu den Schüler*innen finden und dass die Zielgruppe oft nicht erreichbar ist. Es gibt allerdings ein anderes Problem, das hier nicht angesprochen wird: Was ich aus meiner Perspektive sagen kann, ist, dass ich nicht von einer *weißen* Person bera-

ten werden möchte, die selbst keine Rassismuserfahrungen gemacht hat und die nicht eng mit Migrationserfahrungen verknüpft ist. Deshalb müssen die Bildungseinrichtungen unbedingt migrantisiert werden, und es müssen gezielt Menschen mit Rassismuserfahrungen angestellt werden, damit eine Diversität erreicht wird, die den Betroffenengruppen auch entspricht. Die von Institutionen erwarteten sogenannten Qualitätsstandards bei Beratungsarbeit sowie Bildungsarbeit sollten in einer Gegenüberstellung mit dem Wissen von Betroffenen gegengeprüft, ergänzt, diskutiert, erweitert und auch kritisiert werden können, wenn der Ansatz der situationsgebundenen Beratungsarbeit noch weiter effektiv und arbeitsorganisatorisch eingesetzt und erweitert werden soll. Ich sage Ihnen, um professionell zu werden, sollten die Bildungsbereiche noch gezielter Betroffene in der Wissensproduktion partizipieren lassen.

Der »Dreiklang« von Wissen, Können und Haltung kann nur im Dialog mit dem Wissen der Betroffenen funktionieren. Sie werden ohne das Wissen der von Rassismus Betroffenen keine rassistische Gewalt und ihre Dimension erfassen können oder gar eine politische Intervention organisieren.

Ich möchte auch nicht von Institutionen beraten werden, die auch Täter*innen beraten!

Die Gefahr der seelischen und körperlichen Verletzung und der sich damit durch die Hintertür einschleichenden Täter*innen-Opfer-Gleichstellung ist bedrohlich. Wir leben in einer Gesellschaft, in der eine systematische Täter*innen-Opfer-Umkehr stattfindet. Deshalb gilt es, hier ein Ausschlusskriterium aufrechtzuerhalten.

Ich denke, dass sich die Mehrheit der Sprechenden und der Zuhörenden in den Medien und der Politik sowie der Sozialen Arbeit sowie im Bereich Bildung mit ihren eigenen weiß-privilegierten, von Rassismus nicht betroffenen, jedoch Rassismus reproduzierenden Perspektive auseinandersetzen müssen. Gleichwohl ist es bemerkenswert, zu beobachten, dass gleichzeitig keinerlei Akzeptanz über rassistisches Verhalten anerkannt wird. Es ist aber auch einfacher, sich mit der Vergangenheit der Täter*innen zu beschäftigen, da man dadurch die Fragen der Gegenwart nicht beantworten muss, oder sich auch gleichzeitig anmaßt, sich dadurch selbst betroffen zu fühlen, um so die Direktbetroffenen mit ihren Erlebten zu deformieren.

Eigentlich ist es eine Positionierung, die Schuld von sich abzuweisen und sich gleichzeitig »vor« die Betroffenen und ihre Geschichten zu stellen, denn jeder, der nicht von Rassismus betroffen ist, profitiert vom strukturellen Rassismus.

Der strukturelle Rassismus der Gesellschaft ist immer noch Rassismus, genauso wie der tödliche Rassismus des rechten Terrors.

Es könnten sicher Möglichkeiten gefunden oder geschaffen werden, wie man institutionelle sowie wissenschaftliche Arbeit mit dem Wissen der Betroffenen kombiniert, jedoch muss man bereit sein und akzeptieren, dass dieses Wissen existiert.

Die Betroffenen und ihre Angehörigen müssen angehört werden und aus dem Gehörten müssen Handlungsmöglichkeiten abgeleitet werden.

Erinnern Sie sich an die Worte der Nebenklage zum NSU-Prozess, die davor warnte, dass die milden Urteile ein falsches Signal an weitere rechte Täter*innen senden könnten, dass Menschen, die nicht in ein nationalsozialistisches Weltbild passen, in diesem Land weiterhin bedroht, belästigt, verängstigt und sogar ermordet werden könnten.

Dieses Signal wurde leider wahrgenommen

Nur zwei Jahre nach dem Urteil mussten wir wieder weitere Opfer des rechten Terrors beklagen. Walter Lübcke wurde im Juni 2019 mit größter Wahrscheinlichkeit von demselben Täter*innen-Netzwerk des NSU hingerichtet, das während des langjährigen Gerichtsprozesses in München nicht offengelegt wurde. Die Täter in Halle und Hanau nahmen sich den NSU als Beispiel.

Lübcke musste sterben, weil er sich wie viele andere hierzulande für Menschenrechte und ein demokratisches Zusammenleben mit geflüchteten Menschen in Deutschland einsetzte. Jana L. und Kevin S. aus Halle an der Saale, Ferhat Unvar, Gökhan Gültekin, Hamza Kurtović, Said Nesar Hashemi, Mercedes Kierpacz, Sedat Gürbüz, Kalojan Velkov, Fatih Saraçoğlu, Villi Viorel Păun aus Hanau und noch sehr viele mehr mussten ermordet werden, weil sie nicht in das Weltbild der rassistischen Ideologie passten.

Gleichzeitig möchten ich betonen, dass es Rassismus und Hass gegen Migranten*innen, People of Color und Schwarze Menschen nicht erst seit dem NSU-Terror und auch nicht erst seit dem Tod von Walter Lübcke gibt. Die offiziellen Zahlen der durch rassistische Gewalt ermordeten Menschen in Deutschland seit den 1990er Jahren liegt bei weit über 200. Die Morde davor sind in diesen Statistiken nicht einmal erhalten. Rassismus gab es schon vor den 1990er Jahren und wird es leider auch in Zukunft geben.

Die Botschaft an uns ist erstens, dass eine akute lebensbedrohliche Gefahr durch den Rechtsterrorismus besteht, zweitens, dass Verantwortliche staatlicher Organe uns nicht ausreichend schützen können, und drittens, dass Opfer und Betroffene weiterhin ignoriert und nicht ernst genommen werden.

Dazu wollen wir nicht schweigen. Die von Rassismus, von rechter, rassistischer Gewalt Betroffenen und ihre Angehörigen haben eine Stimme. Wir können dieser Schande, an der der Staat ebenso schuldig ist, nicht tatenlos zusehen.

Wir fordern daher die Bundesregierung auf, sich konsequent dafür einzusetzen, von Rassismus Betroffene und ihre Angehörige in Entscheidungsprozesse einzubeziehen und ihre Expertise für die Entstehungsprozessen einzuholen.

Wir fordern die Bundesregierung sowie ihre Minister*innen ebenfalls auf, repressive, ausgrenzende und entmenschlichende Migrationspolitiken zu beenden und gegen den alltäglichen und strukturellen Rassismus, dem Millionen Menschen in Deutschland ausgesetzt sind, Maßnahmen zu ergreifen und diese durchzusetzen. Zu den menschenverachtenden migrationspolitischen Maßnahmen gehört derzeit die Abschottung von Geflüchteten an den europäischen Außengrenzen und in griechischen Lagern.

Wir fordern Sie auf, die Stimmen der Betroffenen und ihrer Angehörigen in den Mittelpunkt des Gedenkens zu rücken und gemeinsam mit den Betroffenen eine neue Gedenkkultur in Deutschland zu etablieren. Dazu möchten wir Sie mitnehmen zu einer Symphonie der Solidarität, die eine Matrix für respektvolles Gedenken ist.

Symphonie der Solidarität

Wir gedenken jeden Tag an unsere Ermordeten Ayşe, Yeliz und Bahide. Aber was bedeutet es, zu gedenken? Dieser Frage wollen der Freundeskreis im Gedenken an die rassistischen Brandanschläge von Mölln 1992, die Familien Arslan und Yılmaz und unsere Verbündeten weiter nachgehen. Eine Frage, die wir uns und anderen in den vergangenen Jahren immer wieder gestellt haben. Und die wir als Teil einer Auseinandersetzung ansehen, die andauert. Zu unseren Gedanken und Fragen möchten wir Sie einladen. Und zu einer Symphonie der Solidarität, die wir mit Ihnen anstimmen wollen.

In einer Symphonie wird aus vielen einzelnen Stimmen ein neuer, gemeinsamer Klang. Und so wollen wir die vielen Stimmen hörbar machen und zusammenbringen. Wir wollen die Betroffenenperspektive in den Vordergrund rücken und zu einer Vervielfältigung selbstorganisierter, selbstbestimmter, solidarischer und empowernder Gedenkpraxen für eine gerechtere Gesellschaft aufrufen.

Gedenken bedeutet für mich

Gedenken ist für mich die reinste Form des Erinnerns. Für mich bedeutet das, dass ich mich an die Ermordeten erinnern kann.

Yeliz Arslan, Ayşe Yılmaz, Bahide Arslan.

An all die schönen Momente mit ihnen, an die gemeinsamen Ausflüge, an die vielzähligen Picknicke, an die gemeinsamen fröhlichen, aber auch traurigen Lebenssituationen, an die gemeinsamen Kämpfe, an die Verluste und an die Erfolge, an das Davor. Aber leider nicht mehr an das Danach. Für mich bedeutet Gedenken, daran zu denken, dass sie nicht mehr bei uns sind, aber dennoch mit uns.

Gedenken ist unser alltäglicher Begleiter, es ist quasi ein Bestandteil unseres Lebens, es bestimmt für mich Raum und Zeit. Dennoch gibt es für das Gedenken keine Amtszeit, so dass wir es ersetzen oder absetzen können. Das Gedenken bestimmt unseren Zeitgeist, mal tut es uns weh, mal ist es befreiend. Es ist Wut, Trauer, Widerstand, aber auch Ruhe und Gelassenheit.

Gedenken bedeutet, sich nicht zu beugen, trotz der fehlenden Staatsbürgerschaft, der ungleichen Rechte, der verweigerten Anerkennung ohne Privilegien. Gedenken heißt, trotz all dem für Gerechtigkeit und Freiheit zu kämpfen.

Gedenken ist für mich Solidarität mit den Betroffenen auf Augenhöhe, es ist eine politische Auseinandersetzung mit der Gesellschaft, aber auch mit uns selbst. Es bedeutet, die Betroffenen und ihre Angehörigen anzuerkennen. Es bedeutet, heute über das Vergangene zu sprechen, das Gegenwärtige in den Vordergrund zu rücken und die Zukunft einzufordern.

Es gibt viele Erfahrungen und Geschichten, viele Verletzungen, viele Wünsche und Bedürfnisse, viele Perspektiven. Gedenken bedeutet, sie zu hören, aus der Vereinzelung zusammenzubringen, zu vernetzen und so Erinnerungspolitikern herauszufordern.

Gedenken bedeutet, Verantwortung zu tragen, zu wissen, dass wir nicht nur der Ermordeten gedenken, sondern auch an die Überlebenden denken. Denn Rassismus ist weiterhin ein gesamtgesellschaftliches Problem, von dem die Minderheiten immer noch betroffen sind.

Gedenken ist Vertrauen. Vertrauen in diejenigen, die mit dir gemeinsam das Gedenken einfordern.

Für mich bedeutet Gedenken: »Mit uns, aber nie wieder ohne uns.«

Gedenken bedeutet für uns ...

... das Gedenken im Sinne der Überlebenden, Betroffenen, Angehörigen, Freund*innen und Verbündeten zu gestalten. Selbstbestimmt, selbst, organisiert, solidarisch und empowernd. Aber was bedeutet das? Welche Veränderungen braucht es?

Gedenken bedeutet für uns ...

... die Vielstimmigkeit der Verletzlichkeiten zu verbinden und zu verstärken. Aber wie können wir uns noch mehr verbinden? Welche Stimmen verstärken? Und welche überhören wir noch?

Gedenken bedeutet für uns ...

..., dass Betroffene beginnen, ihre Geschichten zu erzählen, und dass ihnen zugehört wird, weil eure/unsere Geschichten so viel verändern und bereits beginnen zu beschreiben, wie Gerechtigkeit aussehen könnte. Wer erzählt? Wer hört zu? Wie kann es mehr Platz für diese Geschichten geben? Und wie sieht die Gerechtigkeit aus?

Gedenken bedeutet für uns ...

... sich auf einen Prozess einzulassen und nicht an Vorstellungen und Plänen festzuhalten. Zu akzeptieren, dass Trauer und Schmerz Zeit und Raum brauchen. Wie können wir das schaffen? Und euch und uns Zeit lassen?

Gedenken bedeutet für uns ...

... nicht davon auszugehen, dass alle Betroffenen das Gleiche fühlen und wünschen, sondern zu lernen, dass die Formen des Gedenkens, der Trauer, des Erinnerns sich unterscheiden und widersprechen können und dennoch Gemeinsames möglich ist. Wie können wir widersprüchliche Bedürfnisse Raum bekommen? Wie können wir auch in den Unterschieden verbunden sein? Wie können wir das Gemeinsame und das Unterschiedliche zusammen sichtbar werden?

Gedenken bedeutet für uns ...

... »not about us without us«, also nicht ohne uns über uns zu sprechen, zu planen, zu handeln. Wer übersetzt dieses Prinzip wirklich in die eigene künstlerische, politische, kulturelle Praxis?

Gedenken bedeutet für uns ...

... uns Vereinnahmungen von verschiedenen Seiten entgegenzustellen. Wie sehen diese Vereinnahmungen aus? Wie erkennen wir sie? Wie können wir ihnen entgegenreten?

Gedenken bedeutet für uns ...

... sich mit Überlebenden und Betroffenen zu verbünden. Die Zeug*innenschaft für die erfahrene Gewalt zu vervielfältigen. Wie kann das praktisch aussehen? Und wer wird als Zeug*in anerkannt?

Gedenken bedeutet für uns ...

... dem Schweigen auf den Grund zu gehen. Wer schweigt und warum? Wann wird Schweigen akzeptiert? Und wem ist es möglich, das Schweigen durchzubrechen?

Gedenken bedeutet für uns ...

... den Versuch, das Unsagbare auszudrücken. Wie können wir diese Versuche noch mehr ermutigen? Welche Sprachen/Formen/Ausdrucksweisen können wir voneinander lernen?

Gedenken bedeutet für uns ...

... gemeinsam die Trauer zu halten und auszuhalten. Was bedeutet es, Trauer zu halten? Wie können wir selbstbestimmte und stärkende Trauerrituale gestalten?

Gedenken bedeutet für uns ...

... sich verbunden zu fühlen: mit den Verstorbenen und den Lebenden. Ihnen zuzuhören, Lebensgeschichten und Verletzlichkeiten über Zeit und Raum hinweg zu verbinden. Wie kann so eine Verbindung aussehen?

Gedenken bedeutet für uns ...

... ganz viel Dankbarkeit. Dankbarkeit dafür, dass Betroffene und Angehörige ihre Geschichten, Erinnerungen und Erfahrungen mit uns teilen, und dass wir zusammen über Vergangenes und Gegenwärtiges weinen, gemeinsam wütend sein, aber auch zusammen über so vieles lachen können. Gedenken bedeutet für uns auch, dass wir zusammen lecker essen und gedenken, zusammen an den Gedenktagen in Hoyerswerda, Rostock, Mölln, Solingen Halle, Hanau ... in der Kälte, unter der brühenden Sonne oder unter Regen und Schnee zu stehen. Aber unser Zusammensein und unsere Solidarität wärmen uns.

Gedenken bedeutet für uns ...

... mitzufühlen, Gefühle zuzulassen und sie zu teilen. Wie können wir Gefühle als Teil der politischen Praxis begreifen?

Gedenken bedeutet für uns ...

... einen ständigen Weckruf, die Vergangenheit in eine solidarische und gerechtere Gegenwart und Zukunft zu übersetzen und Zeit gleichzeitig zu denken. Was bedeutet das für unsere Vorstellungen von Zeit?

Gedenken bedeutet für uns ...

... mehr als bloßes Erinnern. Es bedeutet, die Vergangenheit im Heute zu betrachten. Welche Aufgaben übergibt uns das Geschehene? Welche Verantwortung erwächst daraus? Und was heißt das für die Zukunft?

Gedenken bedeutet für uns ...

... »wir werden immer wieder da sein«, wie Faruk Arslan sagt. Aber was bedeutet dieses Da-Sein? Wer mit wem und wann und wie lange?

Gedenken bedeutet für uns ...

... Haltung zu zeigen, indem Verantwortung für die Vergangenheit übernommen wird, um eine solidarische Zukunft zu gestalten. Gelingen kann das nur mit respektvollem Einbezug der Betroffenen und Angehörigen. Wie können wir dafür sorgen, dass unsere kraftvolle Solidarität untereinander in noch mehr gesellschaftliche Wirkungsräume ausstrahlt, damit unser Verständnis vom selbstbestimmten, partizipativen Gedenken nachhaltig Akzeptanz erlangen kann?

Gedenken bedeutet für uns ...

... kollektive Prozesse zu gestalten und Gemeinsamkeiten zu schaffen. Wie können wir diese Erfahrungen auf weitere Kämpfe übertragen?

Gedenken bedeutet für uns ...

... öffentliche Räume wahrnehmbar umzugestalten, anders zu besetzen und zu beschreiben. Wie können wir Orte der Solidarität, des Austauschs, der Trauer, der Wut und der Ermutigung gestalten? Wie können wir viele dieser Orte schaffen?

Gedenken bedeutet für uns ...

... sich mit den gesellschaftlichen Bedingungen und Kontinuitäten auseinanderzusetzen, die zu den Taten führen. Wie kann sich diese Auseinandersetzung im Alltag widerspiegeln?

Gedenken bedeutet für uns ...

... Gesellschaftskritik. Die dringenden Fragen nach Gerechtigkeit, nach ausgegrenzten Geschichten und nach der Gewalt unserer gegenwärtigen Gesellschaft zu stellen. Wem hören wir zu? Was stellen wir der strukturellen Gewalt entgegen? Und welche Gerechtigkeit brauchen wir heute?

Gedenken bedeutet für uns ...

... etablierte Erinnerungsdiskurse herauszufordern, die oft ohne Betroffene entstanden sind und eher staatstragenden Zwecken dienen. Welche Erzählungen gilt es zu verändern? Wie können wir darin beharrlich bleiben?

Gedenken bedeutet für uns ...

... Zuschreibungen zu hinterfragen und Begriffe mit neuen Bedeutungen zu füllen. Was bedeutet es, »ein Opfer« zu sein? Was bedeutet es, eine Familie zu sein? Was bedeutet es, betroffen zu sein?

Gedenken bedeutet daher so viel und noch viel mehr.

Für uns ist es wichtig, die Erinnerung zurückzuerkämpfen – und uns an die zu erinnern, die wir durch Rassismus und Antisemitismus verloren haben, an das Geschehene, an das Vergessene, an das Verschwiegene, an das unter den Teppich Gekehrte, an die Ursachen und die Folgen, an das Davor und das Danach.

Indem wir die Erinnerung lebendig halten, rücken wir die Perspektive der Betroffenen in den Vordergrund. »Gedenken ist die reinste Form des Erinnerns.« Bis heute versuchen Andere, zu bestimmen, wie an das Geschehene gedacht wird. Bis heute versuchen Andere, zu vereinnahmen, wie über das Geschehene gesprochen wird. Sie diffamieren damit die Opfer und ihre Geschichten.

Die Vorstellung von Betroffenen und ihrer Angehörigen über Erinnerung soll der Maßstab für das Gedenken sein.

»Sie sind keine Statisten, sondern die Hauptzeugen des Geschehenen«

Erinnern bedeutet für mich, zu kämpfen und nicht zu vergessen, die junge Generation zu sensibilisieren und Handlungsmöglichkeiten zu schaffen.

Auch wenn es irgendwann mal keine Überlebenden der Shoah mehr gibt und ihre Familien nicht mehr die Kraft haben, auch noch Jahrzehnte später zu gedenken, müssen wir das Gedenken fortsetzen.

